

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Gerade als Rewilak mit seinem Glücksfund nach Hause kam, befand sich Meister Batschka sehr übel. Er redete im Fieber allerlei Ungeheuerlichkeiten, und es war nicht denkbar, mit ihm ein Gespräch anzufangen. Rewilak war es schwer, mit seiner guten Neugier so allein zu bleiben. Man hätte sich beraten müssen — sich aussprechen; der Frau Meisterin jedoch wagte er es nicht zu sagen, sie hätte ihn sonst aus dem Hause gesagt. Erst am nächsten Tage, als die Wirtin ausgegangen war, vertraute der Bursche dem Schneider sein Glück. Der Schwindsüchtige betrachtete eine Weile die Bombe und seufzte:

„Ach, wenn jeder unserer Schneider ein solches Ding bei sich hätte, dann wäre bald Ordnung in der Welt! . . . Da zieht so ein verhungertes Menschlein mit leeren Händen los. Ein elender Schuhmann schleppt zwanzig von uns ins Gefängnis. Ja, ein Weib sogar, wenn es wütend wird, mißhandelt unseren Schneider, kehrt ihn mit dem Besen die Treppe hinunter. . . . Ich fühle, daß ich sterbe. Die Westen haben mich aufgezehrt. Und diese Teufeln hat mir das Bügel-eisen direkt an die Brust geworfen. . . . Es ist aus mit mir. Meine Zeit ist gekommen. . . .“

„Auch meine Zeit, Genosse. In der Tat, es lohnt sich nicht zu leben, wenn man so . . .“

„Recht hast Du, mein Junge. Ich bin nur froh, daß ich kein Kropfzeug hinterlasse. . . .“

„Na, und was meint Ihr — lohnt es sich, mit dem Ding da auf einen Kommissär zu gehen? Es ist eine sichere Sache, bloß: ist es auch der Mühe wert?“

„Wenn schon, dann nur auf den von dem Bodwaleviertel. Er war es, der am meisten unsere Leute verfolgte. Auf dem Revier befahl er den Soldaten, die Leute zu prügeln. Auf den lohnt es sich. Alle Schneider werden Deiner gedenken.“

„Es sind doch nicht nur Schneider in Warschau. Ich möchte, daß alle meiner gedenken.“

„Dann müßte es schon Skallon selbst sein. Er scheint sich doch jetzt in der Stadt zu zeigen?“

„Aber wer soll ihm aufauern? Wer soll das auskundschaften? Und wer wird auf der Straße Wache stehen? Dazu bräuhete man doch wenigstens zehn Leute, und nicht die dümmsten. . . . Man müßte einen anständigen Anzug haben, um den Spiegeln nicht aufzufallen. Doch da ist ja noch so ein verfluchter Hauptgeneral von den Feldgerichten. Er wohnt privat und geht jetzt zu Fuß. Das wäre nett, was? Wie viele von den Unjern hat er verurteilt! Das ist doch nicht so ein simpler Kommissär!“

Am Abend, als Frau Batschka in den Laden zu einem Blanderständchen hинtergegangen war, begann Rewilak sein Vermächtnis an die Partei zu entwerfen. In tiefer Ergriffenheit diktierte er laut, während er in der Stube auf und ab ging, und der Schneider kratelte, so gut er konnte, mit dem Bleistift auf dem Papier, indem er das Plättchen als Unterlage gebrauchte. Er gab Ratschläge, forrigierte, stritt sich mit Rewilak um einzelne Ausdrücke:

„Der Brief muß schön sein, damit er ganz gedruckt wird.“

„Eine so lange Beichte werden sie nicht veröffentlichen, wo ich ohnehin soviele Schweinereien auf dem Kerbholz habe. Was will ich denn? Nichts, als daß man ehrlich mit einigen Worten erwähnt, daß ich es war, der es tat. Und zwar deutlich, Vorname, Familienname, und alle drei Pseudonyme dazu; denn mich kennen die Leute unter verschiedenen Benennungen. Mögen sie schreiben: er hat gesündigt, er war ein Schuft, aber er hat bereut, sich gebessert und für die gute Sache das Leben geopfert. Schließlich absolviert einen ja sogar der Pope nach der Beichte.“

„Hast Du viele Leute getötet?“

Rewilak seufzte:

„Anständige Leute, wenn ich so überlege, nicht, keinen einzigen. Aber wenn es einmal in meiner Gegenwart ge-

schaß, so habe ich es nicht gehindert. Und für das erbeutete Geld lebte ich — das ist wahr, und dies ist meine Sünde.“

„Na, und so Spittel, Schinder und andere Schweinehunde — hast Du viel getötet?“

Rewilak seufzte wieder:

„Seht Ihr, Alter, man tat eben wie in der Revolution üblich ist. — Ich habe mir gesagt: man hat dich aus der Partei hinausgeschmissen, tief gekränkt und öffentlich verleumdet. Aber ich will beweisen, daß man auch allein viel Gutes tun kann. Aber es zog mich zum Töten selbst. Ich liebte die nächtlichen Ausflüge. Dann wurde es mir selbst zum Ekel, und ich tat alles nur aus Zwang, aus Not. Ich bin in dieser Verkommenheit ganz verbiestert, und manchmal scheint es mir, daß, wenn alle jene von meiner Hand erschlagenen Leute aus dem Grabe wieder aufstehen würden, alle die zarischen Knechte, die Zubälter, all die unbekannteren Menschen — ich würde schrecklich froh darüber sein. Dummt ist das . . .“

„Das bedeutet nichts anderes, mein Junge, als daß Du bald stirbst. Vor dem Tode überfällt den Menschen diese dumme Reue. Mein selbiger Vater war im türkischen Kriege. Wie er auf den Tod lag, tat es ihm um diese Türken leid. Dabei war es doch Krieg — und er war auf Befehl gegangen!“

„Solange ich in der Hünfergemeinschaft war und auf Befehl handelte, habe ich mir über so was nicht den Kopf zerbrochen, und bereue auch jetzt nicht, was ich damals tat. Erst später, als alles durcheinanderging, Gutes und Böses, als mich mein Eigensinn packte und diese schuftige Gesellschaft.“

Batschka war begeistert für den Brief, verbesserte ihn und seufzte an ihm herum im Bett. Der Frau sagte er, daß er einen Antrag an alle Schneider sämtlicher Nationalitäten um Hilfe und Geldunterstützung schriebe, und daß diese Schrift in fünf Weltsprachen gedruckt werden würde. Frau Batschka riß den Mund auf vor Erschrecken und vor Stolz auf ihren Mann.

Indessen stand die Bombe auf dem kleinen Boden im Rauchloch drin, unauffindbar für die genaueste Haussuchung, und sah vom hohen Dach über die Stadt. Rewilak zog jeden Tag auf lange Erkundungen für sein letztes Unternehmen aus. Es waren heitere Tage für ihn. Er lächelte, wenn er die Leute sah, die mit ihren Geschäften besetzt hin und her liefen. Er lächelte, wenn er einen weinen sah, er lächelte mit, wenn einer lächelte. Es war ihm spähig zumute, wenn er auf eine Parrouille stieß, die Gefangene eskortierte, oder wenn er den Leichnam eines getöteten Spitzels betrachtete, der auf dem Trottoir hingestreckt lag. Gleichmütig blickte er auf Reiche und Arme. — Jetzt ist alles einerlei, dachte er. Er war endlich ruhig. Die Sache selbst war jedoch durchaus nicht so einfach. Der Bursche war zerlummt. — die Spittel, die vor dem Ganje jenes Generals wachten, warfen ihm häßliche Blicke zu, und er hatte kein Geld, sich etwas Neues anzuschaffen. Am schlimmsten stand es um den Hut, der ganz durchlöchert war, mit hängenden Händern und glänzend vor Fett.

Er begab sich deshalb zu dem alten Krämer in die Altstadt. — Er muß mir was geben, sprach er zu sich. Ich habe ihn aus der Sählinge gezogen. Und wenn er nicht will, dann sage ich ihm, daß ich ihm die Sache zurückbringe.

Doch der Laden war geschlossen. Rewilak umging den Bordereingang und klopfte an der Hintertür.

„Was willst Du?“ fragte der Hausmeister.

„Warum ist der Laden zu? Ich habe ein Geschäft mit dem Alten.“

„Dann begeben Sie sich gefälligst auf den Friedhof. Heute morgen wurde er hingegracht.“

„Da sieh! Was ist ihm denn zugestoßen?“

„Nichts Besonderes. Er hat sich bloß erhängt.“

Rewilak pfiß und entfernte sich. Es kam ihm nicht einmal in den Sinn, daß er die Ursache dieses neuen Unglücks sei. Er dachte darüber nach, wie er etwas Geld erbeuten könnte, um wenigstens Hut und Stiefel zu erneuern. Er überlegte, ob es sich lohnte, zu diesem Zweck eine kleine, allerletzte Räuberei zu begehen. Er dachte:

„Besser wäre es freilich, man täte es nicht. Aber wie denn anders?“

Es war in der Tat der einzige Ausweg. So begab er sich denn, ohne eine letzte Entscheidung zu treffen, in entferntere Gäßchen, verlor sich dort und stellte sich unterwegs an die Fenster der Geschäfte und der kleinen Läden, nur die Situation zu prüfen. An einem Ort bemerkte er, daß in einem Seifengeschäft hinter dem Ladentisch ein Mädchen ganz allein dasaß. In dem Zimmer hinter dem Laden war es leer. Und es ging ihm durch den Kopf: Versuchen wir es hier, dieses letzte Mal, es ist doch schließlich nicht für mich. . . .

Plötzlich fühlte er im Kreuz einen scharfen Schmerz, der ihm in einer Sekunde durch und durch ging. Wiltkartig wandte er sich um und befand sich Auge mit dem verrückten Wicel aus Wola, mit dem er eine tödliche Abrechnung hatte. Wicel sah ihn höhnisch an, reinigte sein Messer vom Blut und war im Begriff, sich zu entfernen.

„Wir sind quitt, Kurofi. Was hat das Mähe gekostet, Dich zu finden! Gute Nacht, Kamerad. Was, Du fällst mir noch immer nicht zu Füßen? Soll ich nachhelfen?“

Und als hätte Rewilal nur auf den Befehl gewartet, neigte er sich, und seine Füße begannen zu schwanken. . . . Die linke Hand versuchte noch ungeschickt die Tasche zu erreichen, wo seine Waffe steckte, die ihn nie verließ. Dann stürzte er mit dem Gesicht zu Boden. . . .

(Schluß folgt.)

Dickerle!

Von J u h a n i A h o (Helsingfors).
(Verechttigte Uebersetzung.)

Wetress seines Vaters ermangelte man jedweder sicheren Kenntnis, aber irgend ein gewöhnlicher Dorfköter ist es sicher nicht gewesen. Man vermutete, daß er von irgend einem städtischen Gerüststreifer herstamme, wie sich solche im Vorfrühling in den Dörfern einzustellen pflegen. Seine Mutter war eine gute Eichhörnchen- und Vogelkinderin reiner Rasse.

Er hatte eine weiße Brust und einen weißen Ring um den Hals, sowie Sporen an den Hintertfüßen, und sofort nach seiner Geburt schwang er sich zum ersten unter seinen mitgeborenen Brüdern im Hundestalle auf. Dessen ungeachtet hatte man die Absicht, ihn gleichzeitig mit den anderen zu ertränken, die man eines schönen Sonntagmorgens in den Sad steckte, um sie in den See zu werfen. Aber da geschah es gerade, daß der Dorfschneider zur Arbeit auf das Gehöfte kam. Er besaß einen alten Einsader und beschloß daher, das Hündchen zum Jagdhund zu erziehen.

„Wird was schönes aus ihm werden, diesem Bastard“, sagte der Hausherr.

„Ja, aber er sieht ganz gut aus . . . ganz gut“, wandte der Schneider ein.

Und die Weiber zischelten einander zu: „Wie soll der einen Hund füttern können, er hat ja selber nichts zu essen.“

Und der Hund sah auch wirklich aus, als ob ihm der Hunger angeboren wäre. Milch bekam er nur zu sehen, wenn die Kinder des Hofes ihre Portion mit ihm teilten. Oder wenn es ihm ab und zu glückte, sich einige Schlucke aus dem Milchnapf der Kasse zu stehlen. Aber wie er sich nur in dessen Nähe zeigte, begannen sofort die Kinder und die Kasse ihn zu peinigern und zu erziehen. Die Kinder nahmen sich auch sonst seiner Erziehung an, trugen ihn während des ganzen Tages einher, bald am Schwanz, bald an den Füßen, und wollten ihn an Keiligkeit gewöhnen, indem sie ihn in den Lämpel warfen. Die jungen Mädchen und besonders ihre Mutter ohrfeigten ihn und schlugen nach ihm, wo sie ihn auch gewahrten. Das Hofgesinde stieß nach ihm und schalt ihn, weil er stets, ganz besonders in der Nacht, immer auf den Hof hinaus wollte und, kaum hinausgelassen, wieder winselte und heulte, um in die Hütte zurückzukehren. Ihm erging es nur gut, wenn der Schneider nicht auf Arbeit auswärtig wollte, sondern zu Hause war. Da gab es für ihn aufgetweichtes Brot und warme Milch, soviel er nur immer vertragen konnte, und er durfte drinnen in der Kammer zu den Füßen des Schneiders in dessen Bett schlafen. Aber dadurch nahm er die häßliche Gewohnheit an, unten im Dorfe in alle Betten hineinzu springen. Er bekam wohl Prügel und Hiebe, daß man es im ganzen Dorfe hören konnte, aber am nächsten Tage war die Strafe stets vergessen.

Der Schneider hatte ihn, nach dem Hund im Pfarrhose, „Kastor“ getauft, aber alle Menschen riefen ihn „Dickerle“, und dieser Name war ihm auch bekannter. Er reagierte auf ihn mit einem lebhafteren Wobeln des Schwanzes. Der Name paßte auch ausgezeichnet für ihn, denn er war mager, langbeinig und sein Rücken ein einziger Knochen. Diese Eigenschaft, wie auch die braune Farbe, die Sporen, die Nase und das dünne Haar erinnerten an den Vater, während das mütterliche Erbe in den kleinen Augen, den spitzen, aufrechtstehenden Ohren und dem buschigen Schwanz sich verriet.

Als er ein Jahr alt war, kannte man noch keine andere seiner Fähigkeiten als die, daß er auf alles, was sich ihm in den Weg

stellte, ganz gleichgültig, was es war, wütend losbistte. Krähen, Sperlinge, kleine Vögelchen, Schweine, Kälber, nichts entging seinem wütenden Gebell. Längs des Leichranbes schwamm er dahin und bellte auf die jungen Enten los, und stieg er dann wieder aus Land, so schüttelte er sich derart, daß der Schmutz um ihn einher wirbelte.

„Der taugt zu schönen Dingen“, pflegten die Weiber zu höhnen, „Seid nur schön ruhig“, antwortete der Schneider, „er wird schon zeigen, wozu er gut ist. Wenn ihr unser guter Herrgott nur wachsen läßt, so werden wir sowohl Vögel als auch Hasen von der Jagd nach Hause bringen.“

Und der Schneider schien wirklich Anlaß zur Zufriedenheit zu erhalten, denn schon im selben Herbst hörte man Dickerle bellend hinter Hasenpuren herlaufen, und einige Male sah man ihn in Gesellschaft anderer Hunde wütend nach einem Eichhörnchen auf einem Baume bellen. Der Dorfstraß wußte überdies zu erzählen (und das kam auch dem Schneider zu Ohren), daß sich Dickerle am Sonntag, wenn alles in der Kirche war, damit vergnügte, die Hühner im Pfarrhose zu jagen, und daß man hinter dem Dorfe die Leiche von einem Zicklein gefunden hatte, und daß Dickerle dieser Missetat verdächtig war. Aber der Schneider fragte bloß: „Gibt es hierfille einen Augenzeugen?“ und da dies nicht der Fall war, erklärte er kategorisch: „In diesem Falle ist es am besten, mit solchen Verdächtigungen vorsichtig zu sein.“ Aber um dennoch sich zu versichern, daß Dickerle sich nicht derartigen Neigungen ergebe, beschloß er, zu rechter Zeit zweckmäßige Maßnahmen zu treffen.

Dickerle wurde vor der Schwelle an die Schafstette gebunden und die ganze Schafherde mußte über ihn springen, und der größeren Sicherheit wegen wurde auch noch der Ziegenbock gezwungen, ihm einige Stöße mit dem Horn zu versetzen.

„Es wäre vielleicht auch gut, die Krähen auf ihn loszulassen zu lassen, damit er nicht hinter ihnen herjagt“, höhnten die Weiber.

„Laßt ihn nur! Laßt ihn nur! Er wird schon zeigen, was er kann“, antwortete der Schneider, der seines Schützlings sicher war.

Als im nächsten Sommer die Jagdzeit herannahte, begab sich der Schneider mit seinem Hund hinaus, um ihn zu erproben. Er spürte auch wirklich einen Hasen auf und der Schneider bekam Gelegenheit, in seine Nähe zu gelangen, als aber der Hase einen halben Bogen beschrieen hatte, fand es Dickerle nicht der Mühe wert, seiner Spur zu folgen und bellte wütend auf einen Vogel, der sich vor ihm in einem Baum niedergelassen hatte.

„Er hat noch nicht ganz klar begriffen, wie das zugehen muß und übrigens so ein Hasenhund, der kann das ja gar nicht früher erlernen, bevor er nicht mit anderen Hunden gejagt hat . . .“

Bald bot sich für Dickerle hierzu eine günstige Gelegenheit, denn eines Sonntags kamen einige Stadtberren zur Jagd heraus und der Schneider erwirkte für sich und seinen Hund die Erlaubnis, mit ihnen in den Wald zu gehen.

Der Hund erweckte starke Bedenken der Herren, aber der Schneider wußte so überzeugend seine ausgezeichneten Eigenschaften hervorzuheben, daß die Herren schließlich meinten, er könnte ja wenigstens beim Aufspüren helfen.

Kaum hatte man das Dorf verlassen, so jagte Dickerle auch schon über die Felder in den Wald hinein. Die Jäme bebten, wenn er über sie hinwegsprang und der Jungwald bog sich zur Erde, wie er vorstürzte, und aus reiner Freude, in so großer Gesellschaft zu sein, bellte er ununterbrochen.

„Zum Teufel, was ist das für ein Viech“, riefen die Jäger, die fürchteten, daß sein Gebelle das Wild verschrecken werde.

Gar bald traten seine schlechten Sitten voll an den Tag. Wenn die Hunde im Lannetwald eine Hasenspur aufgestöbert hatten und aus vollem Halse bellend zu treiben begannen, war Dickerle so erschrocken, daß er mit dem Schwanz zwischen den Beinen bei dem nächsten Jäger Schutz suchte. Der Jäger suchte, halfte die Faust und stieß ihn fort, wenn er so in seiner Not und Angst zwischen seine Füße kroch. Aber Dickerle winselte demütig und suchte dann bei einem anderen der Jäger Schutz, der auf der anderen Seite des Feldes gerade im Begriff war, loszuschießen. Natürlich kam gerade in diesem Augenblick der Hase aus dem Walde hervor, die Hunde dacht hinter ihm her. Dickerle gewahrte ihn im gleichen Augenblick wie der Jäger und nun begriff er auch, was los war. Mit einem wütenden Gebell stürzte er auf den Hasen los, aber dieser schlug zu Dickerles ungemeiner Ueberraschung ein Männchen und war gleich darauf verschwunden. . . . Natürlich ist er nicht geschossen worden, und daran war ausschließlich Dickerle schuld.

Der Hund des Schneiders zeichnete sich im Laufe des Tages auch noch auf manche andere Art aus. Kam er einmal in den Lauf, so übernahm er stets die Führung auf der Spur, die die anderen aufgenommen hatten, sprang kreuz und quer, stürzte gerade aus, führte so die Hunde irre und störte die ganze Jagd. Schließlich erwischte er einen angeschossenen Hasen und als die Jäger überrascht herbeieilten, hatte er ihn schon zur Hälfte aufgefressen. Er bekam ordentliche Prügel und die Jäger schalteten gründlich sowohl auf ihn wie auf seinen Herrn und sandten beide unverzüglich nach Hause.

Nach diesem Ereignis kann das Schicksal Dickerles in kurzem berichtet werden. Der Schneider schämte sich seiner und kümmernte sich nicht weiter um ihn, wenn er sich nach auswärtig auf Arbeit begab. Früher hatte Dickerle gewöhnlich auf jenem Hofe Futter bekommen,

wo der Schneider zufällig arbeitete. Aber jetzt wollte ihn niemand in seinem Hause dulden, und wenn die Hunde sahen, daß die Menschen ihn vom Hofe trieben, so jagten sie ihn für ihr Teil noch ein Stück weiter die Landstraße hinunter. Einige Zeit schlenderte dann Diederle auf den Hinterhöfen seines Heimatdorfes einher, aber da auch dort die Behandlung nicht besser war, mußte er seinen Lebensunterhalt irgend wo anders suchen und so wurde ein Vagabund aus ihm. Niemand wußte, wie er sich während des Winters am Leben erhielt, aber mit dem Nahe des Frühlings stellte auch er sich regelmäßig mit anderen Tageläbern in der Stadt ein. Dort schien ihm anfangs das Glück zu lächeln. Am Markt bekam er Fischreste und Knochen und manchmal auch irgend ein Fleischstückchen von den Metzgern. Ein altes Fräulein, dem er einmal vom Markte bis nach Hause nachgeschlichen war, gab ihm sogar gekochtes Futter und behandelte ihn wie einen Pflegeohn. Diederle fühlte sich da außergewöhnlich wohl und der Schwanz, der durch lange Zeit nicht gewagt hatte, sich zu erheben, begann jetzt sehr vergnügt zu wedeln, wie bei einem ordentlichen, steuerzahlenden Hunde. Und er mußte sich auch nicht mehr vor anderen Hunden fürchten, denn wenn sie auch zornig knurrend auf ihn losstürzten, so vermochten sie doch nicht, ihm etwas anzutun. Es hatte sich nämlich in einigen Dörfern die Wasserfische eingefestelt, und da hatte der Gouverneur angeordnet, daß alle Hunde Maulkörbe tragen müssen. Wenn nicht, wurden sie eingefangen und getötet.

Aus diesem Grunde spazierte Diederle, stolz wie ein Herr, zwischen ihnen einher, und nun war es mit aller Not vorbei, denn er war der einzige der Hunde, der ohne Maulkorb einherging. Alle Menschen schienen freundlich zu ihm zu sein, ja manche versuchten sogar, ihn zu schmeicheln. Da war ganz besonders ein Zudibbum, das ihn schon oft an sich gelockt und zu diesem Zweck aus seinen schmutzigen Rocktaschen ein Stückchen Brot herausgezogen hatte. Diederle vergaß Freundlichkeit mit Freundlichkeit und näherte sich, lebhaft mit dem Schwanz wedelnd, diesem Kerl. Der streichelte ihm den Rücken und fütterte ihn. Plötzlich packte er ihn beim Nacken, warf einen Strick um seinen Hals und begann ihn hinter sich her-zuziehen.

Das war der Schinder der Stadt, und Diederle ward von bösen Ahnungen ergriffen. Er versuchte Widerstand zu leisten, stemmte das Hinterteil auf den Boden und spreizte die Vorderfüße. — Aber er mußte sich schon bequemen nachzuzugelen, wenn er nicht auf der Stelle erwürgt werden wollte. Mit dem Schwanz zwischen den Beinen und gefolgt von allen Hunden der Stadt, wurde er erst durch einige Seitengäßchen und dann außerhalb der Stadt geschleppt. Bei einem breiten Graben setzte er sich zum letzten Male zur Wehr und weigerte sich entschieden, hinüber zu springen. Aber der Kerl kam herbei, stieß ihn mit dem Fuße, packte ihn im Nacken und schleuderte ihn ganz einfach über den Graben.

Diederle blickte sich um, alle seine Beggenossen waren verschwunden und nach einer Stunde hing er leblos an einem Baum hinter dem Kirchhof.

Und nach seinem Tode wurde Diederle von größerem Nutzen als während seines ganzen Lebens, denn der Schinder bekam eine Mark für seine Mühe und leerte im nächsten Branntweinladen ein Glas auf Diederles Gedächtnis.

Ein Epos des polnischen Dorf-lebens.

Je unauffhaltamer Deutschland in den Industriestaat hineinwächst, desto ängstlicher bemühen sich gewisse Intelligenzen des Bürgertums um die Erhaltung alter vollkommener Kulturzustände. Während früher — das heißt um die Zeit, da der „Bauernkrieg“ der „Jünglingsdeutschen“ gegen die epigonenhaften Literatur seinem Ende zuneigte — allen Heimatkunstbestrebungen gesündere Tendenzen zugrunde lagen, taten sich später in ihnen Elemente einer national-sozialen Politik unverkennbar ideologischen Gepräges auf. Es begann der Donquixotesche Windmühlentrieg gegen die G r o ß s t a d t. In der Erkenntnis — hieß es da — daß die industriell und international „gesinnete“ Großstadt sich ihre eigenen Lebensquellen unterbinde, wenn sie dem Land seine alte Kultur und Schönheit entreiße, ohne irgendwelchen nennenswerten Ersatz dafür zu bieten, habe die Heimatskunde und Heimatskunst eingesetzt, um das Interesse an bäuerlicher Kultur wieder zu beleben. Man versiegte sich aber noch weiter. Um die Flucht der Landarbeiter nach den Industriezentren einzudämmen — so glaubte man! — propagierte man die Flucht der Stadtbewohner ins Land, um solcherweise einen Ausgleich zu erzielen. Und hierzu sollte die Literatur helfen. Es ist nicht zu leugnen, daß sich Schriftsteller von Ruf in den Dienst dieser einseitigen Bestrebungen stellten. Praktische Erfolge hatten ihre Romanschöpfungen begreiflicherweise nicht.

Wenn es sich aber darum handelt, das Interesse auf das Land-leben durch Erzählungen oder Romane, die letzteres zum Gegenstand typischer Darstellung haben, hinzuleiten, so wird ein neues Unternehmen des Eugen Die r i c h t i g e n Verlages in Jena wohl an erster Stelle zu nennen sein. Es betitelt sich: „Der Bauern-spiegel. Quellen zur zeitgenössischen Völkerverkunde in Bauern-romanen“ und wird von Jean Paul d' A r d e s c h a h herausgegeben.

Alle Nationen sollen im Bauernspiegel vertreten sein. Nicht um Dichtungen, für die das Volk als Verfasser in Frage kommt, sondern um Kunstromane wird es sich da handeln; jedoch werden sie immer von Autoren herrühren, die selbst Bauern gewesen sind, oder wenigstens lange direkt unter der Landbevölkerung gelebt haben.

Unter den zunächst erscheinenden und für die Probleme der deutschen Grenzmarken wichtigen Romane dürfte das uns jetzt vorliegende große Epos des Polen Wladislaw Stanislaw Re h m o n t: „Die polnischen Bauern“ allgemeiner Beachtung würdig sein.

Rehmont ist trotz seines französisch klingenden Namens ein Kind der fremden, kulturfernen Welt des polnischen Dorfes, in der er, wie d'Ardeschah hervorhebt, mitten unter Gänsejungen und Vieh-hütern, selbst die Herde seines Vaters, eines dem Bauernstande ent-wachsenen Dorforganisten, hütend, seinen Lebenslauf beginnt. Her-nach ward er von der Tonbank eines städtischen Kaufmannsladens zum Wanderfaren eines Provinztheaters, vom lärmenden Tagewerk eines Bahnarbeiters bis in die Stille einer Klosterzelle vertrieben, um allmählich auf dieser sozialen Stufenleiter zur Stellung eines beliebten und bekannnten Dichters emporzusteigen, der nun schon seit Jahren einen beträchtlichen Teil seiner Zeit in Paris zu verbringen pflegt.

Rehmonts Werk — kurz vor Rußlands Niederlage im Kriege mit Japan erschienen — gliedert sich in vier Jahreszeiten: Vände; Herbst, Winter, Frühling, Sommer. Wollte man es mit der ge-bräuchlichen Elle messen, so wäre es die Familiengeschichte eines Großbauern. Ob eines polnischen oder anderen, bliebe sich gleich; denn daß ein verwitweter Landwirt in vorgerückten Jahren ein junges Bauernmädchen heiratet, die schon zuvor mit seinem Sohne intime Beziehungen unterhielt und jetzt erst recht dies Verhältnis fortsetzt, kommt öfter und allenthalben vor. Daß der Vater, als er dahinter kommt, den übrigens auch nicht mehr Lebigen mit Kind und Regel auf die Strafe setzt, wäre gleich-falls nichts Besonderes. Und wie es weiter geht, zumal nach des Alten Tode, könnte man sich auch noch vorstellen. Schließ-lich läme man zu einer Schlussfolgerung, die — immer mit ästhetischem Jollstock auf deutschdörfliche Verhältnisse und Zustände übertragen — ungefähr so lauten würde: für ein so primitives Stoff-gerippe sind vier Vände von zusammen 1475 Druckseiten viel zu viel. In der Tat: die Geschichte des Vornachhofes — wenn es sich nur um ihn handelte — leidet an Weit-schweifigkeit; es fällt schwer, die Fäden ihrer Entwicklung im Auge zu behalten. Aber man habe nur Ausdauer, um aufmerksam sämtliche vier Vände zu lesen — und das Ergebnis ist ein ganz anderes. Nicht bloß einzelne Personen, nein, viele Tugende, mit einem Wort: ein ganzes polnisches Dorf lernt man kennen. Wohlhabende Bauern, auch Prozen darunter; elende Proletarier, Bettler und Landstreicher; Verloffene und spiz-bübische Subjekte; ehebrecherische Weiber und ebensolche Kerle, die, so oft sich Gelegenheit bietet, gern unter das Federbett einer ge-lüftigen Nachbarin schlüpfen; Ehrenhafte und Uneheliche; zigeunernde Faulpelze und Betriebsame; aufrechte Charaktere und Wachsweiche; Pessimisten und Optimisten; demütig ihr Schicksal Nimmehneide und mit einem Tropfen sozialen Deles Gesalbte; Mörgler und Kritiker, feige Wähler und verwegene Draufgänger; katholisch Verfrommte und Aufklärer wie Aufgellarte: — sie alle findet man da. Und merkt, daß der Dichter in dieser Dorfgemeinde sein ganzes Polen-volk in seinen kommunistisch-demokratischen Einrichtungen, in seinen Kämpfen gegen soziale Abhängigkeit und politische Gebundenheit widerpiegelt sollte. Man würde sich darüber auch klar werden, selbst wenn der Herausgeber auf eine dem ersten Buche vorangestellte, übrigens lehrreiche „Ein-führung“ in die Geschichte des polnischen Bauern-tums verzichtet hätte.

Wollte man das Werk vom individualistischen Standpunkt be-urteilen, daß nämlich jede Handlung ihren Mittelpunkt haben und dessen Einzel-schicksal haben müsse, dann bestünde es als Kunstwerk nur bedingungsweise. Dann würde es für schlecht komponiert und weit-schweifig anzusehen sein. Dann müßte als einer seiner schwersten Fehler der starke impressionistische Einschlag gelten, und dann wären vor allem die in Lyrik getauchten Natur-schilderungen, womit jeder Band eingeleitet, im Verlauf des weiteren durchtränkt und zum Ab-schluß gebracht wird, zu verwerfen. Aber die Jahreszeiten sind durch ein polnisches Temperament gegeben. Man muß alle diese Stim-mungen und Bilder im Lande inmitten seiner Bewohnerschaft selbst als ein Teil davon durchlebt haben, um zu begreifen, wie unna-hmlich echt, wie plastisch und eindrucksgewaltig sie gehalten sind. Im Wesen der Polen steckt die Hineigung zur Romantik, zur Natur stärker als bei anderen Nationen. Die Schilderungen sind ein Symbol, also zugehörig zum Ganzen. Sie sind aber auch gleichzeitig die Resonanz für die Handlungen der Personen. In jenen wie diesen klingt diese Resonanz mit, bald sanfter, bald leidenschaftlicher.

Am überwältigendsten in Jagna. Das ist das junge Weib des alten Matwejs Vornya. Sie ist nicht bloß eine Art Dorfhelena, der alle Männer erliegen. In ihr wolle der Dichter den sinnlichen Weibstypus seines Volkes verkörpern. Wir brauchen nun zwar nicht soweit mitzugehen. Sinnlichkeit haben ja die Polinnen keineswegs ausschließlich in Erbpoch. Sowie steht aber fest: die sprichwörtliche „polnische Weiblichkeit“ ist in Jagna überzeugend symbolisiert. Wenn die Dörfler Jagna zum Schluß gebunden auf einer Mist-fuhre zum Dorf hinaus-schaffen und sie dabei halbtot schlagen, so erklärt sich diese Brutalität dadurch, daß das Weib als Gefahr bringend erkannt wurde; nicht gerade, weil sie die Verheirateten wie

die Lebigen zu Ehebruch und Unzucht verleitet, sondern weil sie gegen den Allgemeingeist sündigt. Wer anders leben will, als dieser traditionellen Brauch gemäß gewährleistet, muß unschädlich gemacht werden.

Dann wird auch verständlich, warum Antel Vornya, der Sohn des alten Großbauern, nunmehr nach dessen Tode der mächtigste in der Gemeinde, nichts unternimmt, um den fürchtbaren Beschluß der Mehrheit zu verhindern — trotzdem er Jagna bis zur Maserie geliebt hat und sie noch immer nicht vergessen kann. Gegen die Macht der Dorfgemeinde kämpft eben die einzelne Persönlichkeit zu einem fast nichtsagenden Schnörkel zusammen.

So ist auch Mathews Vornya nicht mehr und nicht weniger als der Vertreter des Volksgewissens. Vornya denkt und handelt, wie jeder in der Dorfe. Die Gemeinde will und muß ihre demokratisch-kommunistische Einrichtung verteidigen. Und sie tut es, sowohl gegen die Regierung, wie die aristokratische Gutsherrschaft bei jedem Angriff auf ihre bürchlichen Gerechtsame.

Der Gutsherr hat es schon lange auf den Gemeindeveld abgesehen. Er läßt dort nach Gutsdünter Holz schlagen. Alles Prozessieren der Bauern muß keinen Deut; die Behörde hält es natürlich mit den Gutsherrn. Wo die Rechtsprechung versagt, da ist die Gemeinde zur Selbsthilfe gezwungen. Eines frühen Morgens ziehen sämtliche Männer — viel streitbare Frauen mit ihnen — in den Wald. Mathews Vornya allen als Führer voran. Es kommt zum erbitterten Kampfe mit den gutsherrlichen Holzschlägern und Knechten. Schwerverletzte auf beiden Seiten.

Für Antel scheint der Augenblick günstig, sich an seinem Vater zu rächen, weil der ihn einst wegen der Liebchaft mit Jagna von Haus und Hof gejagt. Schon legt er auf den Alten die Hände an. Wie dieser aber vom Förster niedergeschlagen wird, da regt sich sein Kindesgefühl. Er stürzt sich auf den Förster und tötet ihn.

Als Sieger kommen die Bauern zurück. Aber leicht ist vorauszu sehen, was folgen wird. Nicht lange danach erscheint ein starkes Aufgebot von Gendarmen und Soldaten. Alle Männer, mit Ausnahme einiger Verwundeten und Klappergreise — werden ins Untersuchungsgefängnis abgeführt. Der Frühling zog ein. Die Felder sollen bestellt werden — aber nur die Weiber sind im Dorfe. Die Darstellung dieser Gehöfberödung, dieser Sorge und Angst der Frauen um ihre fern verweilenden Männer usw. gehört zum bedeutendsten Teil des ganzen Bauernromans.

Hierbei sei an Moriz Hartmanns Erzählung „Der Kampf um den Wald“ erinnert, die in Böhmen spielt.

Wenn wir uns nun vom Stofflichen der technischen Seite des Meynontschen Bauernepos zuwenden, so bleibt — die manchmal zerfließende Breite und heisch-impressionistische Naturmalerei zugegeben — doch ein gewaltiger Eindruck zurück. Man mag ferner auch darin einen Fehler erblicken, daß allenthalben das kulturhistorische Moment in den Vordergrund gerückt erscheint. Wo und in welchem Volks-epos ist das aber nicht der Fall? Gerade durch das Mit hineinbeziehen aller polnischen Sitten, Gewohnheiten, religiösen und profanen Bräuche erhält dieser Roman das Echte, das, was vielleicht bald total verschwinden sein wird, dann aber erst recht dem Werke seine historische Bedeutung verleiht. Und über allem steht ein großer Gestalter, der in rein sprachlicher Hinsicht ein originaler Neuschöpfer — ein wirklicher Epiker und Dichter ist.

Ernst Krowski.

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Blut als Nahrungsmittel. In diesen Zeiten wachsen der Fleischnot erwachen für die Wissenschaft neue Fragen, die früher bedeutungslos schienen. Vor allem ist sie längst zur Einsicht gekommen, daß abgesehen von dem durch einseitige, auf politische Gründe zurückzuführende Begünstigung der Landwirtschaft erzeugten Fleischmangel in Deutschland, langsam für ganz Europa eine „Fleischfrage“ insofern entsteht, als die vorhandenen Tierbestände in einer baldigen Zukunft zur Ernährung nicht genügen. Zwei Mittel sieht sie voraus, um beizeiten dieser Gefahr zu begegnen. Vor allem die intensive Heranziehung anderer Weltteile, namentlich von Südamerika, Südafrika und Australien mit ihren unzählbaren und schlecht ausgenutzten Herden zur Verproviantierung von Europa, wie sie etwa in England durch das australische Rindfleisch befriedigend eingeleitet ist, und außerdem eine rationellere Verwertung und Ausnützung der vorhandenen europäischen Tierbestände.

Neueste Arbeiten von E. Salkowski und Erwin Bed machen darauf aufmerksam, mit welcher Sorglosigkeit das Blut der Schlachttiere als Nahrungsmittel verschmäht wird, trotzdem es geradezu zu den kostbarsten Substanzen für die Ernährung des Menschen gehört und von ihm in den wenigen Fällen, da er sich des Blutes als Nahrungsmittel bedient, auch als höchst schmackhaft geschätzt wird. Dies gilt in besonderen für die allbekannte Blutwurst, die aus Schweineblut mit einem Zusatz von Mehl, Speck und Gewürzen besteht. Ungeheure Mengen von Rinderblut werden noch immer verschmäht, trotzdem auch sie in passender Verarbeitung ganz wesentlich zur Lösung der brennend gewordenen Ernährungsfrage des deutschen Volkes beitragen könnten. Denn die Menge des Blutes beträgt bei den Haustieren 3 bis 7 Proz. des

gesamten Lebendgewichtes, und davon ist, wie die Untersuchungen der vorhin genannten Forscher bewiesen haben, an 85 Proz. durch den Organismus des Menschen verwertbar. Mit anderen Worten! das tierische Blut wird besser ausgenutzt, es ist nahrhafter als jedes Fleisch oder gar Gemüse und Brot.

Seiner chemischen Zusammensetzung nach besteht es — wie die Analysen von 21 Blutarten im Durchschnitt ergeben haben — aus 80,82 Proz. Wasser, 18,19 Proz. Stickstoffsubstanzen, 0,18 Proz. Fett und 0,88 Proz. Salz — bedarf also nur des Zusatzes von Fett und Kohlehydraten, um in jeder Beziehung die Ernährung zu garantieren. Eine Blutwurst, die mit Brot verzehrt wird, ist also ein vom Standpunkt eines Ernährungswissenschaftlers geradezu als ideal zu bezeichnendes Nahrungsmittel, das dem Körper bei minimaler Verdauungsarbeit ebensowenig Ballast zumutet.

Es wird also Sache der Nahrungsmitteltechnik sein, den „edelsten Saft“ des Lebens nicht mehr wie bisher einfach in den Kanal fließen zu lassen oder wie es geschieht, als Dünger und Hühnerfutter zu verarbeiten. In geeigneter, schmackhafter und appetitlicher Form dargeboten, kann das Blut zum wertvollen und begehrten Nahrungsmittel werden, das in vielen Beziehungen sogar weit ästhetischer anmutet als viele andere durch den Fleischkonsum gebräuchlich gewordene Gerichte.

Verkehrswesen.

Eine Bahn für Massenverkehr. Auf der Internationalen Kaufhausausstellung in Leipzig wird wahrscheinlich unter anderem eine ziemlich interessante Bahnanlage im Betriebe zu sehen sein, die den Erholungsplatz der Ausstellung mit der Gartenstadt Marienbrunn verbinden wird und daher für einen Massenverkehr eingerichtet sein muß. Diese Bahnanlage, deren Entwurf von E. Werber, dem Leiter der wissenschaftlichen Abteilung herrührt, ist dadurch gekennzeichnet, daß sie in beständigem Betriebe ist, die Wagen also ununterbrochen laufen, ein Prinzip, das an die Rettigische Stufenbahn, die eine Zeit in einem Berliner Warenhaus installiert war und an das „Trottoir roulant“ (beweglicher Bürgersteig) der letzten Pariser Weltausstellung erinnert. Die Gleise dieser Bahn bilden eine in sich geschlossene Linie; laufen also in sich selbst zurück und sind an beiden Endhaltestellen der Bahn je um eine drehbare Scheibe geführt. Diese beiden Drehscheiben bewegen sich an ihrem äußeren Umfang mit derselben Geschwindigkeit von 10 bis 15 Kilometern in der Stunde, wie die vorbeilaufenden Eisenbahnwagen. Die Personen, die sich auf dem Rand der Scheibe befinden, können daher ohne weiteres bequem in die laufenden Wagen einsteigen und umgekehrt den fahrenden Wagen verlassen. Da die Drehscheiben bei einem Gewicht von über 50 Tonnen einen Durchmesser von circa 33 Meter haben, bewegt sich die Mitte der Scheibe mit einer Geschwindigkeit von nur einem Meter in der Sekunde. Die Fahrgäste können daher von einer in der Mitte der beweglichen angeordneten festen Scheibe, auf die sie mittels Brücken oder Ueberführungen gelangen, ohne Gefahr auf die sich in der Mitte nur langsam bewegende Scheibe treten. Wenn sie die Scheibe radial durchschreiten, so kommen sie an den äußeren, sich schnell drehenden Rand, von dem aus sich der Aus- und Einsteigerverkehr entwickelt.

Diese projektierte Bahn erinnert auch an die in Berlin noch nicht allgemein zugelassenen, in Hamburg aber sehr verbreiteten Paternosteraufzüge. Bei diesen Aufzügen läuft ständig ohne Stillstand eine Anzahl von offenen Zellen durch alle Stockwerke, in ähnlicher Weise wie die Eimer eines Wagners oder Ziegelpaternosterverks. Da diese Zellen sich relativ sehr langsam bewegen, so kann man sie ohne Gefahr während der Bewegung besteigen oder verlassen. In Gebäuden mit Massenverkehr, Geschäftshäusern, Bureaugebäuden usw. fällt dann das lästige Warten auf die Kabine und den Fahrstuhlführer weg. Allerdings kann jede Zelle gleichzeitig von nur zwei Personen betreten werden, da aber in wenigen Sekunden die nächste Zelle bereitsteht, spielt dies kleinere Fassungsvermögen eine geringere Rolle. Sch.

Aus dem Tierreiche.

Ein Riesental. Daß die Wale die größten unter den lebenden Tieren sind, weiß man seit langem, aber die Angabe über die Länge, die diese Riesen unter den Meerestieren erreichen können, gehen erheblich auseinander. Im allgemeinen wird man einen Wal von 20 Meter Länge schon für ein ungewöhnlich großes Tier halten, und zwar ist es der Finnwal, dem das gewaltigste Wachstum zugeschrieben wird. Allerdings ist der Vertreter der Walfamilie, dem der Namen des Riesental eigens beigelegt worden ist, mit dem Finnwal nicht ganz übereinstimmend und von den Zoologen sogar zu einer besonderen Gattung *Sibbaldius* erhoben worden. Von den Seelenten wird er vorzugsweise mit der Bezeichnung Schwefelbauch belegt. Diese Kolosse sollen gelegentlich eine Länge von fast 30 Metern erreichen, und das Gewicht eines dieser Giganten ist auf nahezu 150 000 Kilogramm geschätzt worden. Jetzt sind diese Tiere schon einigermaßen selten geworden, so daß von dem Museum in Canterbury auf Neu-Seeland für ein 26 Meter langes Skelet eines Riesentals, der an der Westküste der Südjnzel gestrandet war, immerhin ein Preis von 8000 M. bezahlt wurde.